

Besuch im Indianerdorf Xochimilco!

Autor(en): **Popfinger, Seppi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Sieben zehntel Liter“ — erklang die kalte Stimme Dr. Ollrenshaw, der weiter rückwärts stand, „acht zehntel Liter — neun zehntel —“

„Hören Sie doch auf, ich verblute ja“, rief der Verbrecher. „Keine Spur“, meinte Dr. Smith. „Solch ein kräftiger Mensch hält allerhand aus. Spüren Sie schon ein Brausen in den Ohren?“ — „Ja!“

„Ballen Sie die Faust der linken Hand und versuchen Sie, ob Sie noch Kräfte haben.“

„Ich kann sie nicht mehr schließen“, sagte der Mann mit dünner Stimme. Hören Sie schon auf!“ Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Einen Augenblick noch! Versuchen Sie einmal zu schreien!“ Der Mann brachte nur ein schwaches Stöhnen hervor.

„Eins Komma neun“ — erklang die Stimme des Dr. Ollrenshaw, „zwei Komma eins — zwei Komma drei — zwei Komma —“

„Aufhören — Ihr — Bestien“, kam es flüsternd von den bleichen Lippen des Verbrechers.

„Gleich“, meinte Dr. Smith. „Jetzt kommt die Krisis — sein Puls ist schon ziemlich schwach. Er dürfte das Bewußtsein verlieren.“

„Der Mann ist wirklich schon bewußtlos“, sagte Dr. Ollrenshaw, trat kopfschüttelnd in den Vordergrund und schraubte sein Hörrohr zusammen. „Ich gratuliere dir, die Symptome sind unglaublich echt!“

„Und dabei hat der Mann keine zehn Tropfen Blut verloren“, erklärte lachend Dr. Smith und zündete sich zufrieden eine Zigarette an, während sein Freund das Hörrohr an die Brust des Verbrechers setzte.

„Ich habe dir gleich gesagt“, dozierte Dr. Smith, „daß die Suggestion den Heilprozeß in geradezu phantastischer Weise zu unterstützen vermag, wie sie im negativen Sinne alle Symptome des angeblichen Uebels hervorrufen kann. Das Experiment ist gelungen!“

„Das Experiment ist zu gut gelungen“, sagte Dr. Ollrenshaw und nahm das Hörrohr von der Brust des Mannes. „Der Patient ist nämlich tot!“

Das Inserat für die Katz . . .

Ein Fabrikbesitzer und Geschäftsmann in London rühmte sich, nie ein Inserat aufzugeben. Die Zeitungsannonce sei „für die Katz“, sagte er, niemand lese sie. Gute Ware spreche für sich selber. Nun berichtet die Presse ergötlich über seine echt englische Beteuerungs geschichte:

Eines Abends im Klub, als wiederum die Rede auf die Zugkraft des Inserates kam und Mr. Dunwich abermals seinen seit Jahren verteidigten Standpunkt laut hervorhob, sagte einer seiner Freunde: „Was wetten wir, daß sogar das aller kleinste Inserat von zwei Zeilen gelesen wird.“

Mr. Dunwich ging lächelnd auf die Wette ein, die die Anwesenden auf zehn Pfund Sterling festsetzten. Aber das Pochen verging ihm am andern Morgen. Denn da läutete es schon um fünf Uhr früh am Tor seines Hauses und ein zerlumpter Mann gab eine schwarze Kaze ab. „Meine fünf Schillinge, wenn ich bitten darf!“ sagte er. Der Diener Mr. Dunwich hatte sich noch nicht von seiner Verblüffung erholt, als abermals an der Klingel gerissen wurde und wieder eine schwarze Kaze ins Haus wanderte: „Und meine fünf Schillinge, wenn ich bitten darf“, sagte wieder eine Stimme, diesmal eine weibliche. Und nun ging es Schlag auf Schlag . . . Von allen Seiten kamen schwarze Kazen und aus allen Straßen ergossen sich Menschen, die weitere schwarze Kazen unter dem Arm, in Körben und Säcken herbeischleppten. Als Mr. Dunwich persönlich erschien, um dem Schreien und Toben in seinem Hausflur ein Ende zu machen, da wimmelte es um seine Füße von zahllosen schwarzen Kazen.

Von einer schrecklichen Ahnung gepackt, schlug er die Morgenzeitung auf und fand nach langem Suchen ein winziges Inserat in ihr: „Meine schwarze Kaze entlaufen. Bei Wiederbringen 5 Schilling Belohnung. Mr. C. B. Dunwich, London, S. W. 1, Regent Street 19.“

Bernichtet sank Mr. Dunwich in einen Klubsessel. Als er sich ein wenig erholt hatte, griff er zum Telephon — und bestellte den Inseratenwerber der Zeitung zu sich!

Besuch im Indianerdorf Xochimilco!

Aus dem Tagebuch meiner Mexikoreise

Von Seppl Popfinger

Nachdruck verboten.

Umgeben von herrlichen Blumenfeldern und riesigen Papeln sitze ich hier in Xochimilco (Mexiko) und betrachte das Leben und Treiben der Indios, die hier auf den Kanälen mit kleinen Booten und Ranus von den verschiedenen Inselchen, genannt „Chinampas“, Gemüse und Blumen nach ihren primitiven Stroh-, Holz- und Lehmhütten rudern.

Mit einem Rahn fahren zwei, manchmal sind es auch mehr Eingeborene, mit riesigen Sombreros „behütet“, stehend und geschickt durch die Kanäle schlängelnd, an mir vorbei. Mit einer Ruhe und aber auch so großen Scheu anderen Rassen gegenüber leben sie ein friedfertiges, anspruchsloses Dasein. Einige tausend Indianer wohnen in Xochimilco (das Blumenfeld) beisammen.

Für einen Silberling . . .

Durch ihr scheues und zurückhaltendes Leben ist es sehr schwierig, eine Indianerhütte von innen sehen zu können. Lange versuchte ich vergebens in eine Behausung zu kommen. Ein Indianer in mittleren Jahren, dem ich eine Silbermünze unter die Nase hielt, wurde schließlich nach Anblick des Geldes weich, ließ sich nicht nur mit mir zusammen photographieren; Weib, Kind und Regel mußten auf das Bild, er zeigte mir auch seine Hütte von innen und unterhielt sich längere Zeit mit mir.

So lebt der Indio.

Die Hütte der Indios ist mit Pfählen aufgebaut; Holz, Stroh und Schilf sind das Baumaterial. Die ganze Innenein-

richtung besteht eigentlich nur aus einem viereckigen Holzgestell — Länge etwa drei, Breite eineinhalb Meter —, das auf 20 Zentimeter hohen Holzblöcken ruht. Das war das „Bett“. Daunendecken und Kissen gibt es hier nicht. Die Wände sind ganz kahl und ohne jeglichen Schmuck; nur oberhalb des Eingangs hängt ein Heiligbild.

Die „Haustiere“.

Der Indianer schläft in seinen Kleidern, die er am Tage trägt. Mann, Frau und Kind, Schwester und Bruder, alle liegen nachts dicht zusammengepfercht auf diesem Holzgestell. Die meisten Eingeborenen aber schlafen auf dem harten Erdboden. In der einen Ecke standen Töpfe und Schüsseln aus Ton. Der lebenswürdige Indianer hatte in der Ecke seines einzimmrigen „Hauses“ auch noch eine kleine Einzäunung, in der ein schwarzes Schweinchen heftig zu grunzen anfang, als ich es mir näher ansehen wollte. In etwa zwei Meter Höhe waren quer durch die Hütte einige Bambusstangen angebracht, wo eine Hühnerfamilie hockte. Der Gockel schlug mit seinen Flügeln umher, als wollte er mir Kampf ansagen. Und zusammen mit Schweinen, Hühnern und natürlich dem nötigen Ungeziefer, leben und schlafen die Indianer und fühlen sich dabei sehr wohl.

Der Nachbar war ein bisschen reicher. Er hatte vor seinen Hütten einige Einzäunungen, in denen ein paar magere Kühe kauerten. Dieser ließ mich aber nicht in seine Behausung.



Indianer auf ihrem flachen Boot auf dem Wege zum Felde



Indianerkind beim Wasserschöpfen

Langsam fuhren wir nun in unseren Wasserstraßen weiter. Die Indianer sind auf das Geld aus, wie der Teufel auf die Seelen! Was verschachert werden kann, wird verschachert. Ein Indio baut auf seinen Feldern, einer dieser kleinen schwimmenden Gärten, Gemüse und Blumen aller Art und liefert dann seine Produkte nach dem Hauptmarkt in Kochimilco, von wo sie dann wiederum auf dem Wasserweg durch den Vigo-Kanal, mit der Bahn oder per Auto nach der Hauptstadt Mexiko verfrachtet werden. Mexiko-City bezieht das ganze Frischgemüse von den Indianern aus Kochimilco.

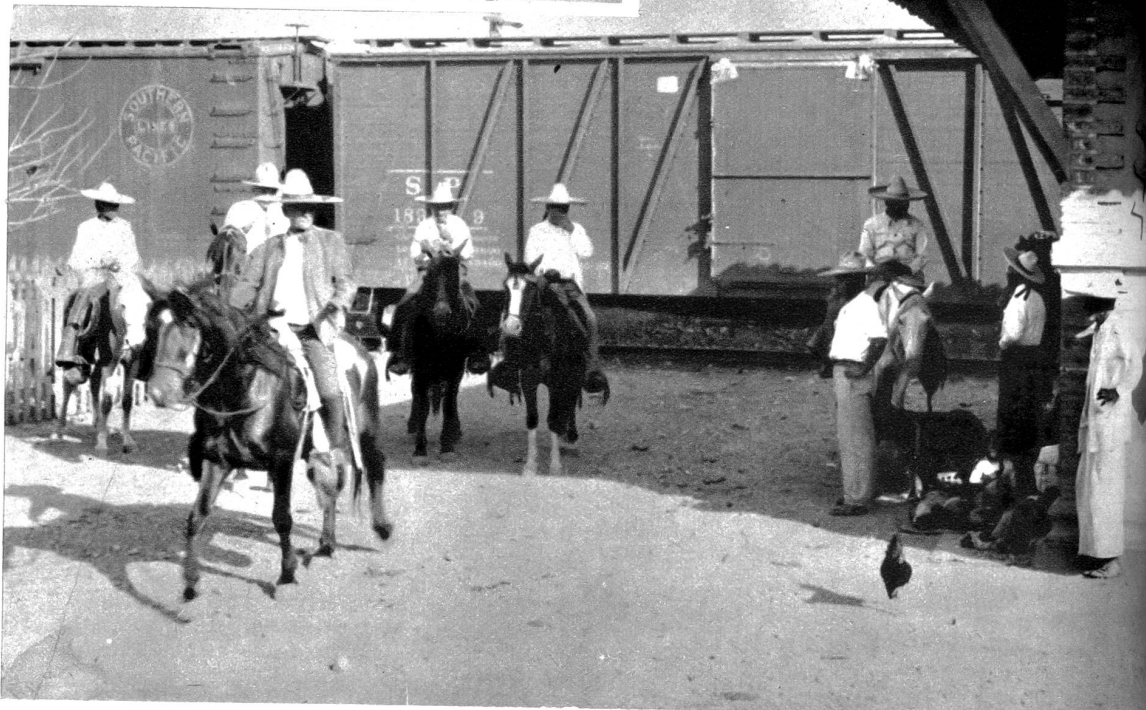
„Komm in die Gondel . . .“

Der ganze Verkehr unter den Indianern selbst spielt sich nur auf dem Wasserweg ab; man kann die einzelnen Indianerhütten meist nur mit dem Kanu erreichen. Wir bummelten auch per Kanu in den Kanälen von Kochimilco herum. Überall standen an den Ufern unter herrlichen Pappeln Indianerhütten, vor denen Frauen und Kinder hockten. Es war immer daselbe Bild, fuhren wir vorbei, wurden wir neugierig bestaunt, suchte ich meinen Apparat, dann verließen sie fluchtartig die Plätze, um dann aus dem Innern ängstlich Ausschau zu halten.

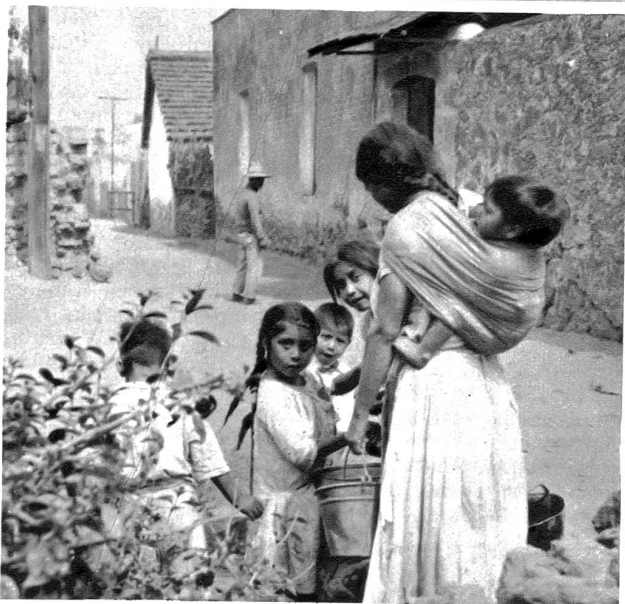
Die schmutzige Wäsche wird von den Eingeborenenfrauen auf einem Stein, der am Rande des Kanals liegt, abgerieben. Aber gleich daneben schöpfen Kinder wieder aus den Kanälen mit Tonkrügen Trinkwasser. Das bayerische, zwar etwas kräftige Sprichwort: „Vom Dred wird man fett!“ scheint sich hier zu bewahrheiten. In groben Woll- oder Leinenkiteln balgen sich die Kleinen herum; zwar sehr un gepflegt, aber dennoch drollig anzusehen. Manchmal sah ich auch Frauen in Booten, die vor sich ein Kohlenfeuerchen hatten und während der Fahrt zur Arbeitsstätte des Mannes das Mittagessen zubereiteten. Wenn ich sie fotografieren wollte, drehten sich die Frauen meist um oder verdeckten ihre Gesichter.



Sonntags rudern die Indianer mit geschmückten Booten durch die Kanäle nach Xochimilco zum Gottesdienst



Auf allen Stationen kommen in Mexiko Eingeborene mit ihren Pferden an den Zug. Das Bild zeigt mexikanische Cowboys



Indiofrau mit Kindern. Scheu blicken die Kleinen in die Kamera

Indianermahlzeit.

Die Indios leben sehr genügsam. Geriebener Mais, aus dem ein flaches Brot gebacken wird und sehr scharfes Gemüse bilden die Hauptnahrung. Manchmal erlegen sie eine Wildente, einen Hasen oder sie schlachten auch zuweilen ein Huhn, das dann tagelang ausreicht und mit einer scharfen Pfefferfrucht gegessen wird. Aus einer Art Kaktuspflanze bereiten die Indianer ihr Nationalgetränk, genannt „Boulique“, zu, das sehr berauschend wirkt. Diejenigen Indianer, die man in der Stadt antrifft, heben ganz gern mal ein Glas Bier hinter die Binde oder trinken Wein und Whisky.

Mit dem Ranu zum Gottesdienst.

Die Indios von Xochimilco und Umgebung sind sehr fromm. Auf meiner Besichtigungsreise besuchte ich dort die von Franziskanern erbaute katholische Kirche. Da erfahre ich nun u. a., daß die Eingeborenen an den Sonntagen mit ihren Ranus in großer Anzahl kommen und sich an den glänzenden Lichtern erfreuen.

Die Kirche ist eine der ersten, die von Franziskanern erbaut wurde. In einer der Kirchenglocken ist die Jahreszahl 1568 eingraviert. Die Kirche selbst ist im Verhältnis zu den In-



Mit einer Indianerfamilie im Indio-Dorf Xochimilco vor ihrer Hütte



Indianerbehausungen in Mexiko



Bauernhöfe Mexiko

dianerfiedlungen ein festes Bauwerk, und im Laufe der Zeit wurde auch das Kircheninnere immer mehr geschmückt, so daß man den Eindruck bekommt, als befände man sich in einer kleinen Wallfahrtskirche Bayerns.

Und genau wie in Bayern, treffen sich nach dem Gottesdienst die Indianer auf dem Marktplatz. Bei den folgenden Unterhaltungen lernen sich die jungen Leute näher kennen und mancher Indio verschachert hier seine Tochter.

Viele Europäer wissen sicher noch nicht, daß das romantische Mexiko ein Teil des nordamerikanischen Festlandbodens ist und zu Latein-Amerika gehört. Das Völkergemisch ist wert, in Prozenten festgehalten zu werden. Die weiße Rasse mit 20 Prozent stellt die Minderheit dar, die reinen Indianer stellen 35 Prozent und die übrigen 45 Prozent sind Mischlinge. Die Amerikaner wollen mit den Mischlingen ebensowenig zu tun haben, wie die Holländer, Italiener, Engländer und die Deutschen.